Briegisches

Wochenblatt

für

Leser aus allen Ständen.

Redakteur Dr. Döring. | № 25. | Verleger Carl Wohlfahrt.

Dienstag, den 18. Juni 1839.

Lob der Ehe.

Glücklich ist doch in der That
Wer ein liebes Weibchen hat,
Glücklicher denn Fürsten!
Freude ist sein Eigenthum —
Jene macht des Lebens Ruhm
Nur nach Blute dürsten!

Alles was das Leben schwert
Lacht sein Weibchen weg und lehrt
Ihn die Zeit genießen!
Treu der heiligen Natur
Gleich dem Bach in grüner Flur
Wird sie ihm verfließen!

Gold und Reichthum strahlen weit —
Doch des Lebens Seligkeit
Kann nur Liebe schaffen!
Nur in holder Weiblein Arm,
Schonet uns des Lebens Harm,
Läßt sichs ruhig schlafen!

O wer suchte dann nicht gern
Sich ein Weibchen, nah und fern
In der Mädchen Kreise?
Wählt den Jüngling — o er glüht
Für euch Mädchen! aber flieht
Hagestolze Greise! —

Der Piraten-Schooner.

(Fortsetzung.)

Die Portugiesen dachten, der Schooner habe das Weite gesucht, weil er auf unerwarteten Widerstand getroffen und ließen einen lauten Freudenruf erschallen. „Das letzte Mal, das ihr jauchzt, ihr feinen Burschen", sagte Kain spöttisch. In wenigen Minuten war der Schooner eine Meile hinter dem Schiff. Nun, Hawkhurst, wollen wir es aufs Korn nehmen; bemanne das lange Geschütz und sieh zu, daß jeder Schuß trifft, die andern aber laß einen neuen Fockmast aufrichten und das Takelwerk wieder zurecht machen.

Das Vordertheil des Schooners wurde wieder gegen das Schiff gekehrt, gerade in der Richtung auf dessen Backbord, in einer Entfernung von einer Meile oder etwas darüber; der lange Zweiunddreißig-Pfünder in der Mitte wurde nun regelmäßig bedient, und jeder Schuß ging durch die Kajütenfenster oder irgend einen andern Theil an der Hinterseite des Schiffes.

Vergebens änderte dasselbe seine Richtung und kehrte seine breite Seite gegen den Schooner; der letztere hielt sich immer genau in derjenigen Entfernung, wo die Kanonen des Schiffs nicht mehr wirkten, das lange Geschütz aber das Schiff noch immer erreichte, so daß dieses ganz in der Gewalt des Piraten stand, der, wie man sich denken kann, seiner nicht schonte. Drei Stunden lang dauerte dieser mörderische Angriff, da hieß der Piraten-Kapitain seine Leute vom Feuern ablassen, weil das Geschütz, welches, wie vorhin bemerkt, von Metall war, ganz glühend wurde. Ob das Schiff sich ergeben hatte oder nicht, das konnte man nicht sehen, da es schon zu finster geworden war. Während das lange Geschütz bedient wurde, hatte man auch den Fockmast wieder aufgerichtet und die Takelage ausgebessert; der Schooner hielt immer seine bestimmte Entfernung und beobachtete das Schiff bis zu Tagesanbruch.

Wir müssen nun sehen, wie es an Bord des Schiffes aussieht. Es war ein Indienfahrer; einer der äußerst wenigen, welche die Portugiesische Regierung noch zuweilen nach einem Lande absendet, das einst ihrer ungetheilten Herrschaft gehorchte, in welchem sie aber jetzt nur noch ein Gebiet von ein paar Meilen besitzt. Nach Goa war das Schiff bestimmt und hatte ein kleines Truppen-Detaschement, einen neuen Gouverneur mit seinen beiden Söhnen, einen Bischof und dessen Nichte nebst deren Dienerin an Bord. Die Fahrt eines Schiffes mit solcher Ladung war ein selten vorkommendes Ereigniß, und das Gerücht davon hatte sich daher schon lange vor seinem Absegeln allgemein verbreitet. Kain besaß schon seit einigen Monaten die nöthige Kundschaft über die Fracht und Bestimmung desselben; aber, wie es gewöhnlich bei den heutigen Portugiesen zu gehen pflegt, es war ein Verzug auf den andern gefolgt, und erst vor drei Wochen hatte er sichere Nachricht von der baldigen Abfahrt des Schiffes erhalten. Sogleich segelte er bie Küste hinunter bis nach der am Eingange erwähnten Bucht, um es aufzufangen, und er bewährte dabei, wie der Erfolg zeigte, seine alte Einsicht und Erfahrenheit. Das Feuer des Schooners hatte gewaltige Verheerungen angerichtet; eine Menge von der Mannschaft des Indienfahrers, so wie von den an Bord befindlichen Truppen, waren Einer nach dem andern niedergeschossen worden, bis zuletzt die Meisten der noch unversehrten, da sie einsahen, daß alle ihre Anstrengungen, sich zu vertheidigen, vergeblich waren, an ihre Rettung gedacht und sich in die untersten Schlupfwinkel des Kielraums geflüchtet hatten, um den Tod und Vernichtung verbreitenden Schüssen zu entgehen. Als der Schooner sein Feuer eingestellt hatte, damit das Geschütz sich abkühlen sollte, war Niemand mehr auf dem Verdeck des Schiffes außer dem Portugiesischen Kapitain und einem alten abgehärteten Seemann, der am Steuerruder stand. Unten in der großen Kajüte befanden sich die übrige Mannschaft und die Passagiere, in einem engen Raume wirr durch einander zusammengedrängt. Einige leisteten den zahlreichen Verwundeten Beistand; Andere riefen die Heiligen um Hülfe an; der Bischof, eine hohe würdevolle Gestalt, dem Anschein nach etwa ein Sechziger, kniete in der Mitte der Gruppe, die zwei oder drei Laternen düster erhellte, und war in inbrünstigem Gebet begriffen, worin er von Zeit inne hielt, um den Verwundeten, deren Lebensgeister flohen und die von ihren Kameraden herun-

tergebracht worden und vor ihm niedergelegt wurden, Vergebung der Sünden zu ertheilen. An seiner einen Seite kniete seine verwaiste Nichte, ein junges Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren; ihr Auge hing an seinem Antlitz während er betete, oder senkte sich mit einem mitleidsvollen, thränenden Blick auf ihre sterbenden Landsleuten, deren letzte Augenblicke durch den Zuspruch des heiligen Mannes erheitert wurden. An der andern Seite des Bischofs standen der Gouverneur Don Philip de Ribera, und seine beiden Söhne, zwei blühende Jünglinge, die dem König als Offiziere dienten. Schwermuth lag auf den Brauen Don Ribera's; er war des Schlimmsten gewärtig und darauf gefaßt. Der älteste Sohn hatte seine Blicke auf das holde Angesicht Teresa de Silva's geheftet; — an diesem Abend erst hatten sie, auf dem Verdeck zusammen wandelnd, sich gegenseitig ihre Neigung gestanden und ihr Gelübde ausgetauscht; an diesem selben Abend hatten sie im Genusse der Gegenwart geschwelgt und sich an dem wonnevollen Vorgefühl der Zukunft gelabt. Doch wir müssen sie jetzt verlassen und auf das Verdeck zurückkehren.

Der Kapitain des Portugiesischen Schiffes war über das Verdeck gegangen und kam jetzt zu Antonio, dem alten Seemann, der am Steuerrade stand, zurück. „Ich sehe es mit dem Glase noch immer, Antonio", sagte er, „und doch hat es seit beinahe zwei Stunden nicht gefeuert; glaubst Du wohl das seinem langen Geschütz ein Unfall begegnet sein möchte? Wenn das wäre, so hätten wir noch einige Hoffnung." Antonio schüttelte den Kopf. „Wir haben, fürchte ich, nicht viel zu hoffen, mein Kapitain; ich merkte gleich an dem Ton des Geschützes, als es zum erstenmal feuerte, daß es von Metall sei; ein Schooner vermöchte auch ein langes Geschütz von diesem Kaliber nicht zu tragen. Glauben Sie, es wartet nur, bis das Erz abgekühlt und der Tag angebrochen ist; ein langes Geschütz oder ein paar, und wir hätten uns vielleicht retten können; so aber, da es in der Entfernung den Vortheil über uns hat, sind wir ganz in seinen Händen." — „Was mag es wohl sein — ob ein Französischer Kaper?" — „Ich hoffe zu Gott, daß es ein solcher ist; und habe dem heiligen Antonius einen silbernen Leuchter gelobt, auf daß es nichts schlimmeres sein möge; dann wäre noch Hoffnung, daß wir unsere Heimath wieder zu sehen bekämen; aber ich fürchte, dem ist nicht so." — „Was denkst Du denn sonst, daß es sein kann, Antonio?" — „Der Pirat, von dem wir so viel gehört." — — „Nun so müssen wir unser Leben so theuer als möglich verkaufen." — „Das gedenke ich auch zu thun", mein Kapitain, versetzte Antonio, indem er um eine Speiche anluste.

Der Tag brach an und zeigte den Schooner noch in derselben Lage und Entfernung hinter dem Schiff, aber anscheinend ohne Bewegung an Bord. Erst als die Sonne einige Grade über dem Horizont stand, sah man seine Backen sich wieder in Rauch hüllen, und krachend fuhr der Schuß durch das Holzwerk des Portugiesischen Schiffs. Der Grund dieser Zögerung war nun gewesen, daß der Pirat den Aufgang der Sonne abgewartet hat, ehe er auf seine Beute losschösse, vorher zu sehen, ob sich nicht etwa irgend ein anderes Schiff wo blicken ließe. Der Portugiesische Kapitain ging nach hinten und steckte seine Fahne auf; aber keine Flagge zeigte sich auf dem Schooner. Von neuem pfiffen die Kugeln

und wiederum zersplitterten sie das Verdeck des Schiffs; es waren viele von unten heraufgekommen, um zu sehen, wie die Sachen ständen, aber die Meisten eilten rasch wieder nach ihrem Zufluchtsort zurück. „Achte auf das Steuer, Antonio", sagte der Portugiesische Kapitain: „So lange diese Glieder noch zusammenhalten, werde ich meine Pflicht thun", erwiederte der alte Mann, so erschöpft er auch war von Nachtwachen und Strapazen.

Der Kapitain stieg in die große Kajüte hinab, wo er den größten Theil der Mannschaften und der Passagiere versammelt fand. „Meine Herren", sagte er zum Gouverneur und zum Bischof gewandt, „der Schooner hat keine Fahne gezeigt, obgleich wir die unsrige aufsteckten. Ich komme daher, um sie zu fragen, was Sie meinen. Vertheidigen können wir uns nicht, ich fürchte, wir sind einem Piraten in die Hände gefallen." — „Einem Piraten!" schrieen mehrere, indem sie sich vor die Brust schlugen und ihre Heiligen anriefen. — „Still, still, ihr guten Leute", ermahnte der Bischof mit Ruhe; „was hier das Räthlichste ist", fuhr er, zum Kapitain sich wendend, „daß weiß ich wirklich nicht; ich bin ein Mann des Friedens und kann im Kriegsrath keine Stimme abgeben. Don Ribera, ich muß das Ihnen und ihren beiden Söhnen überlassen. Zittre nicht, liebe Teresa; stehen wir nicht unter des Allmächtigen Schutz?" — „Heilige Jungfrau, erbarme dich unser!" rief Teresa. — „Kommt meine Söhne", sagte Don Ribera, „wir wollen aufs Verdeck und uns dort berathen; folge uns Keiner; es wäre Unrecht sein Leben aufs Spiel zu setzen, wenn es noch gebraucht werden kann."

Don Ribera und seine Söhne folgten dem Kapitain auf das Quarterdeck, rathschlagten mit ihm und Antonio. „Es bleibt uns nur eins übrig", bemerkte der Alte nach einer Weile; „lassen Sie uns unsere Flagge streichen, wie zur Unterwerfung; sie werden darauf an unsere Seite heranfahren und uns entweder vom Schooner oder von ihren Böten aus entern; jedenfalls sehen wir dann, was es für ein Fahrzeug ist, und ist es ein Pirat, so müssen wir unser Leben so theuer als möglich verkaufen. Wenn es, sobald wir die Flagge heruntergelassen, neben uns herankömmt, wie ich es glaube, so mögen alle Männer an Bord sich auf einen verzweifelten Kampf gefaßt machen." — „Du hast Recht, Antonio", erwiederte der Gouverneur; „gehen Sie nach hinten, Kapitain und streichen Sie die Flagge; wir wollen sehen was es dann thun wird. Hinunter, ihr Lieben, bereitet die Leute auf ihre Pflicht vor!"

Wie es Antonio vorausgesagt hatte, sobald die Flagge eingezogen war, hörte der Schooner mit Feuern auf und ging unter Segel. Er stellte sich an der Seite des Schiffs auf, und an seinem Hauptmast in die Höhe entfaltete sich die fürchterliche schwarze Flagge; er legte seine Seite dicht an den Indienfahrer, und ehe der Rauch sich verzogen hatte, stieß er mit ihm zusammen, und die bärtigen Piraten stürzten auf sein Verdeck. Die Mannschaft des Portugiesen bildete mit dem Truppen-Detaschement zusammen immer noch eine tüchtige Masse. Bei dem Anblick der schwarzen Flagge aber war jedes Herz erstarrt, und das Beben löste sich in Verzweiflung auf.

Der Kampf war tödtlich, die Piraten hatten jedoch an Zahl und Wildheit das Uebergewicht. Kain stürmte gewaltig einher, hinter ihm Hawkhurst, Alles um sich

niedermähend. Mit einem einzigen Hieb trennte der Piraten-Kapitain das Haupt Don Ribera's von seinen Schultern; ein zweiter Streich strekte den ältesten Sohn zu Boden, während Hawkhurst's Schwerdt den andern durchbohrte. Der Portugiesische Kapitain war auch schon gefallen, und die Mannschaft hielt nicht länger Stich. Ein allgemeines Blutbad folgte, und die Leichname der Abgeschlachteten wurden augenblicklich über Bord geworfen. In weniger als fünf Minuten war kein lebender Portugiese mehr auf den blutigen Verdecken des unglücklichen Schiffs.

„Stehe mir dafür, daß keiner hinuntergeht, Hawkhurst!" sagte der Piraten-Kapitain. — „Ich habe dafür gesorgt, Hauptmann, es sind Schildwachen an den Lucken aufgestellt. Sollen wir den Schooner fortschaffen?" — „Nein laßt ihn bleiben; die Luft ist schon schwach, in einer halben Stunde werden wir Windstille haben. Haben wir viel Leute eingebüßt?" — „Nur sieben zähle ich, aber Wallace (der zweite Steuermann) ist unter ihnen." — „Einige Beförderung wird nichts schaden", antwortete Kain, „nimm ein Dutzend von unsern Besten und durchsuche das Schiff; es sind noch Lebende an Bord." — „Ja, ja, wir könnten sonst Mühe haben, den Theil der Ladung aufzufinden, an dem uns am meisten gelegen ist", sagte Hawkhurst, durch die Lucke hinabsteigend, um die Leute zu sammeln, die unter dem Hauptdeck und in der Kajütte des Kapitains plünderten. — „Heda ihr Malteser, seid auf der Hut, und schaut euch ringsum, ob irgend etwas sich blicken läßt", sagte Kain, indem er nach hinten ging.

(Der Beschluß folgt.)

Der übereilte Wunsch.

Wuchs eine Blume einst am Felsenhügel
Zur Zeit da es oft regnete,
Dies fühlte sie und seufzete:
O daß der Morgenröthe Flügel
Stets seinen Thau mit Regen so vereint —
Daß nie auf mich die Sonne heiter scheint! —
Der West durchsäuselte die Flur
Und trug den Wunsch zum Throne der Natur,
Und da war er erhört. Die Sonne schien
Mit Glanz auf unsre Blume hin!
Doch kaum war so ein Tag entflohn,
So mangelte die Nahrung schon —
Die Blume sank — mit Stiel und Laub
Welk in den Staub! —

Es ging ihr Freunde, wie ihr seht,
Wie einem, welcher sich nur gute Tag' erfleht!

Die schreckliche Hochzeit.

Eine Kosacken-Sage.

Fast auf dem halben Wege von Baturin nach Koropa, auf derselben Stelle, wo jetzt das große Dorf Roschdrtwennoje mit seiner schönen Kirche und dem prachtvollen Wohnsitze des Gutsherrn liegt — stand einst eine ärmliche Kosacken-Hütte. In Kirschen-Gärten versteckt lagen vielleicht noch zehn andere blendend weiße Hütten, und eine Kapelle mit dem Mutter-Gottesbilde war die Nachbarin eines tiefen Brunnens, dessen klares Wasser noch jetzt in der Umgegend berühmt ist. Nach Baturin hin lehnte sich das Dörfchen an einen dichten Fichtenwald; weiterhin befand sich ein großer undurchdringlicher Morast.

Ungefähr zwanzig Schritte vom Brunnen stand eine Hütte, die sich vor den übrigen durch ihr Aeußeres und ihre Größe auszeichnete; aus den vor dem Thore liegenden und stehenden Fässern, die sich rund

um die Hütte befanden, konnte man leicht errathen, daß hier eine Schenke war. Ein jeder, der von Baturin nach Koropa oder von Koropa nach Baturin fuhr, hielt, wenn auch nur einen Augenblick bei dem Thore der Schenkwirthin Ewdocha, an, um Pferde und Ochsen zu tränken, ein halb Quart Branntwein zu trinken und sich die schöne Tochter der Schenkwirthin, Namens Galla, anzuschauen. Die jungen Leute in der Umgegend verloren beinahe ihren Verstand, wenn sie in Galla's helle Augen blickten; von Ewdocha's Galla sprach man sogar in Baturin.

Die größte Aufmerksamkeit für Galla zeigte aber Gritzko Koschuch, der Nachbar der Schenkwirthin. Wiewohl sich bereits graue Haare in seinem schwarzen Knebelbart zeigten, und sich einige Runzeln über seine hohe Stirn hinzogen, so war er doch noch nicht alt und konnte sich einen rüstigen Mann nennen, wenn nicht sein Antlitz mit einer zurückschreckenden Blässe bedeckt gewesen wäre, wenn seine tiefliegenden Augen nicht einen so matten Glanz von sich gegeben hätten, wie Flämmchen auf einem Todtenacker. — Im Dorfe liebten Männer und Frauen den Gritzko deshalb nicht, weil er mit seinem Reichthum groß that wie ein Magnat, stets finster und verschlossen einherging und Niemandem ein freundliches Wort gönnte. An Festtagen, selbst an den größten, sah man ihn nie in der Kirche, und mit so großem Gewinn er auch seinen Buchweizen, seine Wolle und seine wilden Schweine verkaufte, so gab er doch nie etwas zum Besten, nicht einmal ein Glas Branntwein. Sein Lieblingsaufenthalt war der Morast, an welchem er oft Stunden lang stumm und in sich gekehrt saß.

Unter den Gläubigen gingen nicht die vortheilhaftesten Gerüchte über Gritzko und seinen Reichthum; einige glaubten, er füge Menschen und Vieh Schaden zu und habe seinen Reichthum nicht auf die beste Weise erworben. Andere behaupteten sogar, sie hätten mit ihren eigenen Augen eine große feurige Schlange Nachts in seine Wohnung schleichen und ihm Geld bringen gesehen. Junge Leute, die ihre Pferde zum Nachtlager auf's Feld trieben, hatten ihn mehrere Mal auf dem Gottesacker sitzend bemerkt.

Wie sehr erstaunten daher wohlmeinende Leute, als sie hörten, die Schenkwirthin Ewdocha gebe ihre Tochter Galla dem Koschuch. Niemand wollte es glauben, und als man es endlich bestätigte, hieß es allgemein: Gritzko habe die alte Ewdocha und die arme Galla durch Zauberkünste verblendet.

Das Brautpaar ward in dem benachbarten Dorfe Otiuscha ehelich verbunden, und von dort begab sich Alt und Jung mit den Neuvermählten nach Gritzko's Wohnung. Es war im Herbst; der Regen floß in Strömen und durch den Fichtenwald stürmte es so sehr, daß den Leuten ein eiskalter Schauer durch die Glieder fuhr. — Als man aber in der warmen, reinlichen und geräumigen, unlängst erst weiß übertünchten Behausung Gritzko's angelangt war, als jeder sein halbes Quart guten Kirsch- odes Vogelbeer-Branntwein zu sich genommen hatte und die jungen Mädchen mit Eingemachtem bewirthet worden waren, — da nahmen Späße, Gesänge und lustige Erzählungen kein Ende. — Es fehlte nur noch der blinde Musikant Choma Golowatier aus Koropa. — „Gewiß hat ihn das schlechte Wetter abgehalten", zischelten sich die jungen Mädchen zu. — Da kehrte eine der anwesen-

den Frauen, die kurz vorher das Zimmer verlassen hatte, mit der Nachricht zurück, es sei ein Unbekannter draußen, der Gritzko zu sprechen wünsche. Diesen hatte man noch nie so ausgelassen und lustig gesehen; er scherzte und tändelte mit seiner jungen Frau, trank tapfer mit einem Jeden und war so freigebig mit seinen Späßen gegen die jungen Leute, daß sie vor Lachen hätten bersten mögen. „Hol' ihn der Teufel!" antwortete er der Berichterstatterin, stand unwillig von seinem Sitz auf und näherte sich der Thüre, durch welche in demselben Augenblicke der Unbekannte hereintrat: wahrscheinlich war es ihm zu kalt und zu langweilig vor der Thüre geworden. Gritzko erblaßte und zitterte am ganzen Leibe als schüttelte ihn das Fieber.

„Wie geht's, Herr Gritzko!" sagte der Unbekannte dem Neuvermählten; „komme ich zu rechter Zeit!"

„Ich bitte ergebenst, näher zu treten", antwortete Koschuch mit erzwungener Freundlichkeit.

Der fremde Kosak, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, setzte sich sogleich an den Tisch, goß sich ein ganzes Quart Branntwein ein und trank es mit einem Zuge aus, ohne auch nur einen Tropfen zu vergießen. Dann nahm er in größter Eile ein ganzes gebratenes Spanferkel mit allen Knochen zu sich, und setzte darauf ein zweites Quart Branntwein. — Alles sah ihn mit großen Augen an, und in der Hütte war es still geworden, als beginne man eine Todtenfeier. Nachdem er sich satt gegessen und getrunken, löste er seinen Gürtel, stopfte eine kurze Tabackspfeife, die er aus den Stiefeln hervorzog, und machte sich's am Tische bequem, als kümmere er sich um die ganze Welt nicht. — Als er bei einer Wendung seines Kopfes Gritzko halb todt neben sich stehen sah, rief er ihm vertraulich zu: „Ei Herr Bruder, warum stellst du mir nicht dein schönes junges Weib vor? Du weißt Gritzko, daß ich vor alten Zeiten nicht besser war wie andre Menschen, und gern mit Jünglingen und Mädchen zu thun hatte. Die Zeiten sind nun freilich vorbei! Ich habe jetzt ganz andere Beschäftigung!" Dabei warf er einen bedeutenden Seitenblick auf Gritzko.

Wider Willen führte dieser die arme Galla dem unheimlichen Menschen vor.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Leben der Kaiserin Katharina II.

Die Kaiserin machte einst theils zu ihrem Vergnügen und aus Wißbegier, theils um ihre Achtung für das Verdienst zu bezeigen, auf einer Kriegs-Jacht eine Fahrt zwischen Kronstadt und St. Petersburg. Der Abend brach ein und ein heftiges Gewitter verfinsterte den Himmel. Eine der begleitenden Jachten stieß auf die kaiserliche Jacht, u. veranlaßte Schrecken, Geschrei und Lärm, bis die beiden Fahrzeuge endlich ohne bedeutende Beschädigung von einander getrennt wurden. Die Kaiserin befand sich während der ganzen Zeit in ihrer Kajüte, wo sie sich bereits zur Nacht zurückgezogen hatte, und war ruhig liegen geblieben, überzeugt, wie sie am folgenden Morgen erklärte, man würde sie im Fall wirklicher Gefahr, davon benachrichtigt haben. Der Capitain der Jacht, die das Zusammenstoßen verursacht, hatte sich aus Verzweiflung in's Meer gestürzt. Als die Monarchin es erfuhr, seufzte sie und sagte: „Es thut mir

leid, daß er mich nicht besser kannte." — Katharina bewies Greisen und verdienstvollen Leuten die größte Achtung. Einst auf einem Balle bei Hofe, saß sie dem alten Grafen Ostermann gegenüber, neben welchem ein Page stand. Diesem gab sie einen Wink, sich zu ihr zu begeben. Der Graf, meinend ihm gelte der Wink, stand auf und näherte sich der Kaiserin, die sich sogleich erhob, den Grafen zu einem Fenster führte, dort einige Worte mit ihm sprach, und dann wieder ihren Platz einnahm, wo sie gegen die, über ihre Herablassung erstaunte Gräfin Golowin äußerte: „Es wäre dem alten Mann unangenehm gewesen, zu hören daß mein Wink nicht ihm gegolten; jetzt wird er mit mir zufrieden sein." — Einst übersandte der Ober-Befehlshaber von Moskau dem Grafen Samoiloff mehrere gegen die Monarchin gerichtete Verse, deren Verfasser bereits entdeckt war. Der Graf stattete darüber seinen Bericht an die Kaiserin ab. Sie verlangte die Verse zu sehen. Der Graf zögerte und bemerkte, sie wären zu zügellos. „Gieb sie nur her", fuhr Katharina fort, „was die Frau nicht lesen darf, das muß die Kaiserin lesen." Sie nahm die Verse, las sie; ihre Augen funkelten vor Aerger und Zorn, und mit großen Schritten ging sie im Kabinette auf und nieder. Bald aber gewann sie ihren Gleichmuth wieder, näherte sich dem Kamin, warf das Papier ins Feuer, und sagte, sich zum Grafen wendend: „Nenne mir den Namen des Verfassers nicht, ich will nichts von ihm wissen."

Anekdote.

Jemand, der unzufrieden mit der Welt und den Menschen war, versicherte einst dem Herrn v. ***, da sie von der Schlechtigkeit der Menschen sprachen, im Scherz: Gott lasse bloß deswegen keine zweite Sündfluth kommen, weil die erste so wenig gefruchtet habe.

Erinnerungen am 18ten Juni.

1330. Erstes Manngericht in Schlesien (iudicium Manni s. regium virorum, iudicium curiae.) Die Beisitzer hießen Manne, und bestanden aus 6 Personen, jährlich wurden 4 Sitzungen gehalten die 14 Tage währten.

1482. Herzog Johann v. Priebus erhält das Fürstenthum Glogau vom König Matthias zum Lehn.

1599 starb zu Wien Hieronymus Arconatus, geboren zu Löwenberg. Dichter.

1757. Schlacht bei Kollin. Daun siegt über Friedrich II.

1765. Die erste schlesische Stahlfabrik zu Breslau.

1815. Schlacht bei Belle Alliance, (Waterloo) Sieg des Herzog von Wellington und Feldmarschall Blücher über Kaiser Napoleon.

Auflösung des Buchstabenräthsels im vorigen Blatte: Mode, Ode.

Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist für diese Wochenschrift 10 Sgr. Einzeln kostet das Stück 1 Sgr.